



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bartels, Adolf: Die sterbende Dichtkunst : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die sterbende Dichtkunst

Von Adolf Bartels

(Schluß)



Die Macaulaysche Beweisführung ist — das glaube ich nachgewiesen zu haben — im ganzen hinfällig. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß die Kultur ihren Einfluß auf die Poesie übt. Ich habe schon zugestanden, daß sie das Epos, das alte objektive Volksepos getötet habe — ein kurzer geschichtlicher Überblick erhebt das zur Gewißheit. Nach den homerischen Epen haben die Griechen, nach dem Nibelungenlied wir Deutschen kein wirkliches Epos mehr hervorgebracht — weder Apollonios von Rhodos noch Klopstock ist imstande gewesen, ein wirkliches Epos zu schaffen. Und Virgil, Dante, Ariost und Tasso, Milton? Über Virgil wird wohl jetzt das Urteil feststehen, daß seine Aeneis nichts weiter als eine Kunstpopöe ist, die bei manchen guten Eigenschaften doch kein wahres Leben hat. Dasselbe gilt von Tassos berühmtem Epos, obwohl Tasso ein größerer Dichter war als Virgil, und noch viel mehr von den zahlreichen Nachahmungen beider, von Voltaires „Henriade“ und so fort. Der Reiz von Dantes und zum Teil auch von Miltons Werk beruht in der Hauptsache schon auf ihrem subjektiven Gehalt, doch sind allerdings beide Dichter auch noch die Vertreter ihres Volkes und ihrer Zeit, Dante des an der Schwelle der Renaissance stehenden Italiens, der Mensch des Mittelalters und doch schon ein moderner Mensch, Milton des englischen Puritanertums, und so ist hier immer noch eine Wirkung wie die des Volksepos möglich. Dahinter bleibt die des romantischen Epos des Ariost weit zurück; wenn es trotzdem noch lebendig ist, so liegt das gleichfalls an der subjektiven Art, es bildet den Übergang zum modernen Epos. Gibt es aber ein solches? Für gewöhnlich nimmt man an, daß der Roman das alte Epos ersetzt habe, und das ist auch richtig; dennoch ist ein modernes subjektives Epos bereits entstanden, als dessen Meisterleistung bis jetzt Byrons Don Juan zu gelten hat. Während alle Versuche, ein neues mythisches oder rein historisches Epos zu schaffen, unglücklich verlaufen sind, da der moderne, vom Volksganzen abgelöste Mensch nicht imstande war, die alte große Form auszufüllen, ist es doch ge-

lungen, eine neue vollwertige epische Form zu finden, in der das Leben in seiner ganzen Breite gespiegelt werden kann, wohlverstanden aber nur durch das Medium, in den Schicksalen und Anschauungen eines Menschen, sodas die Persönlichkeit des Dichters den ganzen Gehalt der Dichtung ergibt. Dieses moderne subjektive Epos, das sicherlich noch in der Entwicklung begriffen ist, erscheint aber von einem bestimmten Gesichtspunkt aus geradezu als Erzeugnis der Kultur, und so haben wir denn jetzt das Ergebnis, das die Kultur wohl einzelne Formen der Poesie tötet, dafür aber auch neue schafft, und zwar oft mehrere neue für eine alte. Wir sahen schon, das die Kultur zwischen Poesie und Wissenschaft eine Scheidung hervorgerufen hat; ähnliches sehen wir wieder hier, wo sie das alte objektive Epos durch den Roman und das subjektive Epos ersetzt, und wir treffen wohl das Richtige, wenn wir nun ganz einfach sagen: die Hauptwirkung der Kultur auf dem Gebiete der Kunst ist die, das sie spezialisiert. Alte Gattungen und Formen vergehen, aber nicht spurlos, es werden aus ihnen neue geboren, und die Nachkommen sind zahlreicher als die Ahnen. Die Naturgeschichte lehrt, das es in der Natur genau so zugeht, und damit — doch es hat wohl noch niemand ernsthaft bezweifelt, das auch in der Kulturgeschichte des Menschen die Naturgesetze wirksam sind.

Nachkommen entarten aber oft, und so könnten auch die Formen der Poesie durch die Kultur allmählich zur Prosa herabgebracht werden. Ist z. B. der moderne Roman noch wirkliche Poesie? Das er von sehr starker Wirkung auf die Völker ist, die der des alten Epos nichts nachgiebt — nur brauchen wir tausend Romane, wo sonst ein Epos genügt —, ist schwerlich zu bestreiten, aber es üben diese Wirkung vielleicht gerade prosaische, d. h. nicht durch die Dichterphantasie hindurchgegangne Bestandteile? Am Ende ist wenigstens der naturalistische Roman reine Prosa, eine Verbindung von Analyse und Beschreibung, die keine Anstrengung der Phantasie mehr erfordert? Es fällt mir natürlich nicht ein, zu leugnen, das eine Unmasse von Romanen völlig aus dem Rahmen der Poesie herausfällt, aber die Absicht, das Leben darzustellen, haben doch die meisten, und eine kleine Anzahl erreicht bei allen Völkern trotz der äußern prosaischen Form die volle innere dichterische Durchbildung, sodas ihr, wenn auch nicht die Bedeutung des alten Epos zugestanden, doch eine dauernde Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. Der Roman ist freilich enger mit dem Zufälligen — ich wähle das Wort, obwohl ich weiß, das es im Grunde nichts Zufälliges giebt — im Leben der Völker und der Strömung der Zeiten verknüpft als das Epos, er schleppt mehr „Erde“ mit sich als dieses, und weil er sich durchaus als die Arbeit eines Einzelnen darstellt, ist das auch nur natürlich, aber ein großer Dichter kann doch sehr wohl auch im Zufälligen das Notwendige zur Erscheinung bringen, und das haben Genies wie Cervantes, wie Goethe unzweifelhaft auch gethan. Die naturalistische Form des Romans, die die Berücksichtigung aller Zufälligkeiten geradezu verlangt,

ist freilich sehr unfrei, aber ein wahrer Dichter wird auch mit ihr noch etwas anfangen können. Nach der Theorie Zolas, die die Analyse und Beschreibung wirklich als das Wesentliche hinstellt und die poetische Tätigkeit zur wissenschaftlichen machen möchte, wird er freilich nicht verfahren dürfen; aber bekanntlich thut das Zola auch selbst nicht. Die naturalistische Theorie kann man, wenn man will, als Bestätigung der Macaulay'schen Ansichten ansehen, aber glücklicherweise ist die Praxis der bedeutendern Dichter nie der Theorie entsprechend ausgefallen. Auch der Naturalist stellt mit Phantasie für die Phantasie dar, ja wenn man genau hinsieht, wird man vielleicht finden, daß er fast größere Anforderungen an die Phantasie stellt als der Dichter früherer Zeiten, denn er verfährt unendlich viel kleinlicher und zwingt uns mit Hilfe der Phantasie eine solche Fülle von Dingen unsrer Erinnerung (die uns, wie sich der schon angeführte Ästhetiker ausdrückt, in ihrer geistigen Abgrenzung bis dahin vollkommen unentdeckt geblieben sind) wachzurufen, daß unter Umständen eine förmliche Quälerei der Phantasie entsteht. Hier findet denn auch der Naturalismus seine ästhetische Grenze; über einen bestimmten Grad hinaus darf und kann es der Dichter in der Wiedergabe von Zügen der Wirklichkeit nicht treiben, ohne die Anschauung unmöglich zu machen, wenigstens die Gesamtanschauung, die doch auf alle Fälle wesentlicher ist als die Treue im einzelnen. Ganz sicher ist der Naturalismus unter dem Einfluß der Kultur unsrer Zeit entstanden, der naturwissenschaftlich-technischen meinetwegen, aber natürlich kann die Naturwissenschaft nicht, wie schlechte Ästhetiker wohl behaupten, die poetische Kraft ersetzen, nicht einmal den Blick des Dichters schärfen; die Phantasie und nicht die Analyse macht nach wie vor die Poesie, und Darstellung für die Phantasie ist und bleibt ihre Aufgabe. Da giebt es nun freilich, gerade weil die Kultur die Menschen und Dinge äußerlich gleichförmiger gemacht hat, ohne doch die Besonderheit der innern Zustände verwischen zu können, oft große Schwierigkeiten bei der Gestaltung, das sogenannte „Milieu“ will anschaulicher gemacht werden, als es bisher geschehen ist, die Seelenzustände wollen genauer entwickelt werden, aber das kann doch wieder nur mit poetischen Mitteln geschehen. Es genügt nicht, z. B. die Markthallen von Paris durch genaues statistisches Material zu beschreiben, Herz und Seele etwa wie ein anatomisches Präparat zu behandeln; jede Örtlichkeit muß für das seelische Auge wirklich lebendig gemacht, jeder Seelenzustand in epischer Bewegung oder lyrischer Empfindungsfülle gezeigt werden — und der wahre Dichter thut das auch. So bedeutet selbst der Naturalismus keineswegs das Ende der Poesie.

Noch weniger als auf epischem ist dieses auf lyrischem oder dramatischem Gebiete zu fürchten. Die Lyrik ist die elementarste Poesie und wird das ewig bleiben, mag sich die Kultur noch so sehr ausbreiten und noch so tief eindringen. Wohl kommen Zeiten, wo auch die Lyrik den unmittelbaren Gefühlsausdruck nicht zu finden vermag und konventionell wird, aber auf die Dauer kann das

nicht geschehen, und stets werden eigentümlich kräftige Persönlichkeiten die konventionellen Schranken durchbrechen. Die Litteraturgeschichte unterscheidet ihre Perioden in der Hauptsache darnach, ob Natur oder Kultur vorherrscht, und jedenfalls folgt auf eine Zeit, die auf ihre Kultur besonders stolz ist, immer wieder eine, die diese Kultur als Last abzuschütteln sucht und nach der Natur zurückstrebt. Aber, wie gesagt, einen Gegensatz bilden Natur und Kultur doch nur in der Theorie; was uns als Natur erscheint, ist in vieler Hinsicht doch schon wieder Kultur, ja wir können uns im Grunde die Natur ebensowenig ohne Kultur denken, wie den Geist ohne Körper. Gewöhnlich wird, zumal auf dem Gebiete der Poesie, die Natur der Wahrheit gleichgesetzt, aber eine absolute Wahrheit giebt es auch nicht, und es setzt in der Regel eine bestimmte Kultur voraus, künstlerisch wahr zu sein. Gerade die Perioden primitiver Kunst gelangen leicht zu gewissen schablonenhaften und unwahren Kunsttypen; die griechische Bildhauerkunst wie die italienische Malerei war nicht in ihren Anfängen, sondern auf ihrer Höhe am naturwahrsten. In gewisser Weise gilt das auch für die Poesie, obwohl ihre Entwicklung der der bildenden Künste nicht gerade parallel läuft; auch die Kunst, für die Phantasie Menschen plastisch hinzustellen, will gelernt sein. Am besten können wir diese Entwicklung beim Drama verfolgen, das von sehr primitiven Gebilden zu vollendeten Organismen fortzuschreiten pflegt, wenn nicht ein Bruch in der Entwicklung eintritt. Gerade hier erscheint die Behauptung, daß die Poesie ihren Zweck am vollkommensten in einem unaufgeklärten Zeitalter erreiche, am thörichtsten. Die Blüte des griechischen Dramas erfolgte sicherlich in dem aufgeklärtesten Zeitalter Griechenlands, und ob das Zeitalter Shakespeares, wenn wir die Hauptsachen ins Auge fassen, nicht aufgeklärter und vor allem vorurteilsloser war als das ihm folgende der Puritanerherrschaft, wäre doch immerhin einer Erwägung wert. Vielleicht waren die Zeitgenossen Shakespeares in gewisser Hinsicht sogar aufgeklärter als die Macaulays, die im Banne des ärgsten Cant standen. Es ist auch eine Aufklärung, wenn man die Natur des Menschen kennt und ihr nicht Gewalt anthun will.

Entwicklung der Epik, Entwicklung der Lyrik, Entwicklung des Dramas — das haben wir bisher als die naturgemäße Entwicklungsfolge der Poesie angenommen. Sehen wir auf die griechische Entwicklung im Altertum, so möchte man nach der Entwicklung des Dramas ein langsames Sinken der poetischen Kraft als die Regel hinstellen. Doch kam nach der Entwicklung des Dramas bei den Griechen immerhin noch die der Idylle — Theokrit kann man Natur gewiß nicht absprechen —, es kamen noch die milesischen Märchen und später die Romane, Formen, die hie und da meisterhaft ausgefüllt wurden. Ich möchte aber die griechische Entwicklung, die des Altertums überhaupt gar nicht als maßgebend angesehen wissen; das griechische Volk war am Ende zu klein, als daß es die Kraft der Selbsterneuerung hätte in sich tragen können, es

ging, indem es seine Kultur über unzählige Barbarenvölker ausbreitete, an diesen Barbaren gewissermaßen zu Grunde. Wer will uns sagen, was von der spätern griechischen Litteratur noch echt griechisch, d. h. aus dem Kerne griechischen Volkstums hervorgegangen ist? Um eine moderne Parallele zu ziehen: wenn in den französisch gebildeten obern Schichten des russischen Volks eine französische Litteratur entstanden wäre, würde diese den echt französischen Charakter tragen? So hat es seine Bedenken, das Altertum, das für das Leben der Völker ganz andre Bedingungen hatte als die spätern Zeiten, das nur eine Kultur, die griechisch-römische, und die moderne Reibung der Kulturen gar nicht kannte, wie es noch so oft geschieht, als vorbildlich für die Kulturentwicklung überhaupt und zumal für die der Künste anzusehen. Es gibt moderne Kulturvölker, die, wie das deutsche und das französische, bereits zwei selbständige Entwicklungen ihrer Poesie gehabt haben, und jedenfalls gilt das Wort Treitschkes, daß „Kunst und Dichtung, wenn gleich nicht jede Zeit das Größte schaffen konnte, allen Kulturvölkern immer so unentbehrlich geblieben sind wie das liebe Brot,“ von der Reformation an. Bis zu einem gewissen Grade blieb die Reihenfolge: episch, lyrisch, dramatisch in der Dichtung jedes Volkes gewahrt, wir Deutschen hatten eher ein Volksepos als ein Volkslied, aber neben dem Volksepos auch gleich ein Kunstsepos und neben diesem wieder eine Kunstlyrik, während später das Drama nur in den Anfängen gedieh; man sieht, die Entwicklung bei den neuern Völkern ist doch reicher und von viel mehr Kultureinflüssen bewegt und gekreuzt als die des Altertums. Wenn man will, kann man selbst in der Entwicklung zur klassischen Dichtung jene Reihenfolge wiederfinden: die Lieblingsform war zuerst die doch der Epik zuzuzählende Fabel, dann das anakreontische Lied, dann erst beginnt das Drama zu blühen; aber viel Bedeutung hat doch diese Reihenfolge nicht. So ist alles in allem ein starker Einfluß der Kultur auf die Dichtung zu verspüren, und zu gewissen Zeiten erscheint die gesamte Dichtung als Kulturprodukt. Doch wird mit dem Namen und Begriff Kultur oder akademische Poesie gelegentlich auch wohl starker Unfug getrieben; die französische klassische Dichtung z. B., die man gewöhnlich als rein akademisch bezeichnet, stammt doch zu einem großen Teile aus der Tiefe des französischen Volkstums und hat deshalb auch eine große Gewalt geübt. Verstandesgemäß, wie sie erscheint, ist sie in ihren besten Werken doch immer noch Phantasieprodukt. Man darf dann auch den weiten Begriff Kultur auf diesem Gebiete nicht mit dem um vieles engeren Bildung verwechseln. Diese ist es vor allem, die, von der Mode begleitet, oft eine Art abstrakten Schönheitsideals schafft, dem dienend die schwächern Dichter alle Natur verlieren. Wenn dann die Reaktion auf solche Schönheitspoesie zum Kultus der rohen Wirklichkeit treibt, so kann wohl die Bildung Schaden nehmen, die Kultur aber geht damit noch keineswegs zu Grunde. Zwischen beiden Extremen aber, der abstrakten Schönheit und der

rohen Wirklichkeit, steht das wahre Leben mitten drin, mit dem alle wahren Dichter in stetem Zusammenhang geblieben sind, von dem sie erfüllt waren, und das sie in ihren Werken zu wirklich dichterischer Darstellung brachten.

So ist denn Macaulays Satz: „Wer in einem aufgeklärten und hochgebildeten Zeitalter darnach strebt, ein großer Dichter zu sein, der muß damit anfangen, wieder zum Kinde zu werden,“ und alles, was ihm folgt, geradezu unsinnig. Allerdings hat das dichterische, das künstlerische Wesen eine bestimmte Naivität, meinetwegen selbst Kindlichkeit, aber die ist ihm angeboren, und sie hindert es durchaus nicht, sich auch des geistigen Gehalts, der Bildung seiner Zeit zu bemächtigen. Man hat es jedoch stets geliebt, den Künstler als großes Kind aufzufassen (wenn man auch nicht soweit ging wie Macaulay, gleichsam eine Wiedergeburt als Kind zu verlangen), und manche Künstler haben gern das naive Kind gespielt — das waren aber selten die rechten. „Es giebt eine doppelte Naivität, sagt Hebbel in seinem Aufsatz »Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntnis zu einander?« die triviale, die auf lauter Negationen beruht, und die echte, die nicht den Geist und also auch nicht das von diesem unzertrennliche Bewußtsein, wohl aber eine bestimmte Form des Geistes, die Reflexion ausschließt.“ Anstatt also, wie Macaulay will, das ganze Gewebe seines Geistes zu zerreißen, muß und wird es der Dichter eher dichter zusammenziehen, konzentriren, anstatt die erlangte Bildung zu verlernen, wird er sie seiner Natur gemäß immer allseitiger ausgestalten. Das beste Beispiel ist hier Goethe, der bis an seinen Tod unermüdet strebte, darum aber doch, wie Schiller bald herausfand, ein durchaus naiver Dichter war. Die Bildung thut es freilich nicht, sondern die angeborne poetische Kraft, aber man soll nur nicht, während man vom Dichter Entwicklung verlangt, die geistige Kraft des Menschen zur Verkümmern verdammen, ein künstliches Barbarentum als Ideal hinstellen, das notwendig den Eindruck des Stammeln hervorbringen oder an eine künstliche Ruine erinnern würde; das dichterische Talent fordert auch die geistige Entwicklung des Menschen. Wohl kann nun seine Bildung den Dichter unter Umständen verführen, die großen Muster früherer Zeit äußerlich nachzuahmen, wo dann eine künstliche Ruine wie Goethes Achilleis unter Umständen das Ergebnis sein kann; im allgemeinen hat aber der Dichter das Bestreben, aus seiner Zeit heraus zu schaffen, das Leben seiner Zeit, das doch auch sein eignes, in ihm gewachsen und geworden, sein Glück und Unglück ist, zu gestalten, ja er kann gar nicht anders. Daß ihm der Geist der Zeit einmal widerstehen, eine bestimmte Kultur poetisch schwer flüssig zu machen sein kann, läßt sich nicht bestreiten, aber damit ist keineswegs gesagt, daß die Kultur die Poesie schon an und für sich unmöglich mache; in der Regel wird man, wenn die Darstellung einer Zeit nicht gelingt, die Schuld auf die ungenügenden Talente schieben können. Alle modernen Völker haben Perioden gehabt, wo die Genies und

die großen Talente fehlten, wieder gekommen aber sind wenigstens die letzten noch immer.

Die Dichtung hat es also, wie alle Kunst, mit dem Leben, dem äußern und innern Leben zu thun; dieses Leben zu gestalten ist ihre einzige Aufgabe. Da aber die Kultur das Leben nicht erstickt, sondern es nach allem, was die Geschichte lehrt, entwickelt und bereichert, trotz einer gewissen Gleichförmigkeit und Verstandesgemäßheit, die sie gelegentlich auch wohl mit sich bringt, so kann sie auch der Poesie nicht von vornherein feindlich sein, sie wird nur gewisse Formen der Poesie veralten lassen, dafür aber andre hervorrufen. Das Hervortreten dichterischer und künstlerischer Anlage ist im allgemeinen von der Kultur unabhängig; so gut wie der Drang, die Welt wissenschaftlich zu ergründen, ist auch der, sie künstlerisch in Bildern zu gestalten, der Menschheit erb- und eigentümlich, die Poesie ist mit dem Menschen selbst gegeben. Es giebt keinen Gegensatz zwischen Poesie und Leben, oder doch nur einen künstlich gemachten. Aus dem Leben, das man nicht der Wirklichkeit gleichsetzen soll — auch jede Traumwelt ist Leben —, im Einzelfalle aus dem ureigensten des Dichters wächst die Poesie naturgemäß heraus, und darum kann sie auch nicht sterben. Es ist die rationalistische oder philiströse Anschauung der Dinge, die alle Poesie als Lüge, wenn auch „schöne Lüge,“ der Wirklichkeit als der Wahrheit entgegensetzt; auch die schärfste Erkenntnis und ihre weiteste Verbreitung wird nicht verhindern, daß man die Welt zu aller Zeit auch im poetischen Lichte sehen wird; denn nicht nur, daß das menschliche Auge einmal darauf eingerichtet ist (und zwar schließt das scharfe wissenschaftliche Erkennen die dichterische Anschauung bei dem nämlichen Menschen keineswegs aus), das Schöne ist auch, wie Goethe sagt, ein Urphänomen, „das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Äußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird und so mannichfaltig und verschiedenartig ist als die Natur selber.“ Die Klage, daß die Poesie zu Grunde gehe, rührt meist von Menschen her, die mit ihr auf keinem vertrauten Fuße stehen, oder solchen, die in einseitigen Anschauungen vom Schönen befangen sind und nicht das Leben als Urgrund und Stoff der Poesie betrachten, sondern irgend etwas Abstraktes. Zeiten, wo die Dichtkunst nicht blüht, werden immer einmal kommen, und es ist vielleicht zuzugeben, daß die Perioden hoher äußerlicher Kultur der Poesie am ungünstigsten sind. Da wird es unendlich viel Versschreiber, Dilettanten geben, aber wenig wirkliche Dichter, da kann es auch wohl geschehen, daß man in verhängnisvoller Verkennung des Grundunterschiedes von Wissenschaft und Kunst der Worte, aber nicht Begriffe gebrauchenden Dichtkunst wissenschaftlichen Wert antheetoretisirt. Aber die Praxis wird der Theorie stets ein Schnippchen schlagen, die Talente werden den Dilettantismus doch zuletzt besiegen, oder es wird eben der Sturm und Drang gegen die belastende Kultur losbrechen, im Namen der Natur, aber doch stets nur mit der

Tendenz, der einseitig gewordenen Kultur zu geben, was ihr fehlt. Wahre Kultur — hier steckt der Irrtum Macaulays und der Seinen — ist nicht bloß Verstandeskultur, das Leben ist nicht auf Begriffe zu ziehen, wie der Wein auf Flaschen, und ebenso wenig der Mensch. Darum wird zu allen Zeiten der Dichter sagen:

Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns!



Jenseits der Mainlinie

Von Carl Jentsch



Ich knüpfte an meine in dem vergangnen Jahre hier veröffentlichten und dann auch als Buch erschienenen „Wandlungen“ an. „Habe Sie sich schon recht gut aangewöhnt?“ wurde ich in Offenburg vier bis sechs Wochen lang gefragt oder vielmehr angefangen. Die melodische Sprache war mir mit dem Dialekt zusammen längere Zeit hindurch der interessanteste unter den neuen Eindrücken. Die Dialektverschiedenheit verschleierte anfangs meine Schwerhörigkeit; die Leute wunderten sich nicht besonders, wenn ich sie nicht verstand, weil sie mich ebenfalls manchmal nicht verstanden. Bei einem meiner Antrittsbesuche traf ich die Frau allein, verstand ihr kein Wort, redete aber immer tapfer drauf los und empfahl mich nach zehn Minuten. Am andern Tage begegnete ich dem Manne, der sein Bedauern über seine gestrige Abwesenheit aussprach und hinzufügte: Und denken Sie, was meiner Frau passiert ist! Die ist nämlich eine echte Schwarzwälderin und hat Ihna kei Wort verstande! Nach einer Predigt in einem Dorfe des obern Schwarzwaldes fragte ich die Gemeindevorsteher, ob mich die Leute wohl verstanden haben möchten? Die jüngern, war die Antwort, die beim Militär gewesen sind, schon, die ältern meist gar nicht. Das Singen nimmt sich bei Frauen und Kindern sehr lieblich aus. „Mir singe doch ni—it?“ sang eine Damengesellschaft im Chor, als ich das einmal äußerte. Weniger gut gefiel es mir bei den Männern. Als ich bei einer wichtigen Verhandlung einen hochangesehenen Kreisgerichtsrat seinen Spruch herunterleiern hörte, berührte mich das ganz seltsam, und eine im oberländischen Dialekt gesungne Predigt kam mir geradezu abscheulich vor. Das gab mir nun zu mancherlei Erwägungen Anlaß. Zunächst fragte ich mich: Ob wohl diese melodischen Menschen auch ein wenig Gift und Galle im